

Was ich noch zu sagen hätte ...

«Der Mensch bleibt trottelig wie eh und je»

Istvan Akos, 76, folgt stets dem, was ihm Freude bereitet und ihn erfolgreich macht.

«Ich lebte bis 1956 in Ungarn. Nach dem Krieg zerbrachen die Zukunftspläne meiner Familie. Mein Vater, einst Militärpilot, arbeitete nun als Hilfsarbeiter auf dem Bau, später strickten meine Eltern in einer Genossenschaft Pullover. Oft arbeiteten sie bis in die Abendstunden, um zu überleben.

Als Kind eines «Klassenfeindes» blieb mir nach der Machtübernahme der Kommunisten der Zugang zu weiterführenden Schulen verwehrt. Unsere Zukunftsaussichten waren düster.

Also flohen wir. Zuerst nach Österreich, in ein Flüchtlingslager. Eigentlich hätten wir nach Kanada ausgeflogen werden sollen. Doch es kam anders: Am Tag der Abreise spielte ich draussen auf dem Eis, rutschte aus und erlitt eine Hirnerschütterung. Da wir nun zu den «kranken» Flüchtlingen zählten, ging es statt nach Kanada mit dem Rotkreuz-Zug in die Schweiz. Der einzige Grund, weshalb ich heute hier bin, ist, weil ich auf den Kopf gefallen bin.

Wir kamen in ein Auffanglager nach Luzern. Von dort holte uns die Firma Sandoz nach Basel. Meine Eltern sprachen Deutsch und bekamen beide einen Job. Wir erhielten eine eingerichtete Wohnung und eine Sozialarbeiterin, die uns unterstützte. Früher wurden Geflüchtete ganz anders behandelt.

In der Primarschule im Gundeli war ich das einzige Kind mit Migrationshintergrund. An einem der ersten Tage kam eine Gruppe Kinder neugierig auf mich zu. Ich verstand kein Wort von dem, was sie sagten. Einer wollte mich anfassen, und ich schlug zu. Das gab ziemliche Probleme. Wie sich herausstellte, wollte er mir nur sagen, dass ich ein Lieber sei. Von da an wurde ich «Schläger-Joe» genannt. Ein Etikett, das lange an mir hängenblieb.

Später kam ich ins Humanistische Gymnasium. In der dritten Klasse fiel ich gleich in fünf Fächern durch. Meine Eltern wussten nicht mehr weiter und schickten mich in ein ungarisches Internat. Dort machte ich das Abitur nach deutscher Bildungsordnung. Es war ein Exil-Gymnasium mit einer klaren Mission: Führungskräfte für ein künftiges, freies Ungarn heranzuziehen. Ich lernte viel, vor allem Disziplin und Durchhaltewillen.

Zurück in der Schweiz wollte ich zuerst Latein studieren. Nach einem Semester gab ich auf. Ich wusste nicht, welches Fach ich wählen sollte. Also warf ich eine Münze. Der



Istvan Akos hatte immer ein gutes Gespür für aktuelle Trends.

Bild: Christian Flierl

Entscheid fiel auf Ökonomie. Später wechselte ich zur Soziologie. Heute denke ich oft, es wäre sinnvoller, wenn junge Menschen zuerst einen Beruf erlernen, also Fähigkeiten, mit denen sie ihren Lebensunterhalt bestreiten können. Studieren kann man immer noch danach.

Nach vier Jahren in einem Kinderhilfswerk wechselte ich in den Journalismus. Zwei Jahre reiste ich durch die Welt, verkaufte Texte an Zeitungen und begann zu fotografieren. Damals gab es pro Bild hundert Franken. Zurück in der Schweiz arbeitete ich kurz auf einer Redaktion, bevor ich wieder

freier Journalist wurde. Irgendwann hatte ich genug davon, ständig über das zu schreiben, was andere tun. Ich sagte mir: Es wäre mir lieber, wenn andere darüber schreiben, was ich mache.

Als ich von einer deutschen Initiative im Bereich Umweltberatung hörte, schlug ich vor, an der Muba eine Sonderschau «Umweltgerecht haushalten» zu organisieren. Kurz nach der Sandoz-Katastrophe war die Finanzierung kein Problem. Daraus entstanden eine Wanderausstellung, Tagungen, Broschüren und schliesslich die «Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für Umweltberatung». Das Bundesamt für Umwelt wurde auf uns aufmerksam, ein Auftrag folgte dem nächsten. Am Ende waren wir ein neunköpfiges Werbebüro. Wir führten den Bebbi-sagg ein und entwickelten das Computerspiel SuperBag dazu.

Dann kam der Knick. Zwei meiner Geschäftskollegen stiegen aus und plötzlich stand ich allein da. Nach langem



Der neunjährige Istvan Akos mit seinem ersten Velo. Bild: zvg

«An meinem 65. Geburtstag habe ich eine Nicht-Pensionierungsparty geschmissen.»

Überlegen kam ich auf die Idee einer Muba-Sonderschau zum Heimbierbrauen. Das war ein Erfolg. Ich spürte: Da liegt etwas in der Luft. Die Leute waren wütend, weil Warteck aufgegeben hatte. Also gründete ich zunächst den Verein «Unser Bier» und baute etwas später mit Kollegen zusammen die Brauerei «Unser Bier» auf. Hier konnte ich mein gesamtes Know-how aus meinen früheren Tätigkeiten einsetzen. Am Anfang arbeitete ich gratis, später war ich Teilzeit-Geschäftsführer. Meinen Lohn finanzierte ich über die Events, die wir organisierten.

Wir hatten Glück: Es war das richtige Konzept zur richtigen Zeit. Um die nötige Finanzierung aufzutreiben, sagte ich den Leuten immer: «Gebt mir euer Geld und ich mache euch glücklich.» Dass unsere 11'650 Aktionärinnen und Aktionäre glücklich sind, sehe ich jeweils am Volksfest Generalversammlung.

Heute ist es schwieriger geworden, denn der Alkoholkonsum geht eindeutig zurück. Nun gilt es, kreativ zu sein. Vor zwei Jahren trat ich aus dem Verwaltungsrat zurück, darf aber als Ehrenpräsident noch an den Sitzungen teilnehmen und mitreden. Ich mache weiterhin Kommunikationsarbeit.

Zudem betreue ich den Basler Wymärt, engagiere mich ehrenamtlich für Patenschaften von jungen, unbegleiteten Asylanten und kümmere mich um den elf Aren grossen Hopfengarten beim Predigerhof. Mit den Hopfenpellets produzieren wir rund 60'000 Liter Regiobier.

An meinem 65. Geburtstag habe ich eine Nicht-Pensionierungsparty geschmissen. Ich sehe nicht ein, warum ich plötzlich nichts mehr tun soll, wenn ich mein Leben lang genau das gemacht habe, was mir Freude bereitet hat. Ich habe lediglich einige Verpflichtungen abgebaut. Jeden Donners-tag hüten meine Frau und ich unsere beiden Enkel. Das ist manchmal anstrengend, aber schön. Ich erlebe ihre Entwicklung viel näher mit als damals bei den eigenen Kindern.

Meine Sicht auf die heutige Gesellschaft? Wir haben eine unglaubliche technische Entwicklung durchgemacht, doch im Grunde ist der Mensch immer noch genauso trottelig wie eh und je. Trotz all der Auswüchse, die wir momentan erleben, bin ich zuversichtlich, dass meine Enkelkinder eine Zukunft haben werden – auch wenn ich nicht weiss, wie diese aussehen wird.»

Aufgezeichnet von Stephanie Weiss

Farvel Basel

Auf zu neuen Ufern

Aadie Basel. Nach 31 Jahren verabschiede ich mich von der einzigen Stadt, die für mich je Heimat war. Selbst während meines fünfjährigen Studiums pendelte ich vom Rande des Hirzbrunnen-Quartiers nach Winterthur. Lieber sass ich um 6 Uhr im Zug, als mir eine Unterkunft in Campusnähe zu suchen. Ein Leben ausserhalb von Basel konnte ich mir schlicht nicht vorstellen. Bereits das Hirzbrunnen war mir schon zu weit weg von der Stadt.

Umso grösser war die Überraschung für einige in meinem Umfeld, dass ich nicht nur meine Heimatstadt verlasse, sondern gleich das Land. Ich kündigte meinen Job und meine Wohnung, um einen Neuanfang in der dänischen Hauptstadt Kopenhagen zu wagen. Meine Lieblingsstadt Nummer zwei.

Wo die Liebe hinfällt, heisst es ja bekanntlich. Der Klassiker. Nicht umsonst sind Ferienbekanntschaften und daraus resultierende Fernbeziehungen die Grundlage unzähliger Bücher oder Filme. Und so stehe ich nun vor dem nächsten Kapitel und finde heraus, wie meine Geschichte weitergeht. In der Heimat meines Partners.

Nach langem Abwägen wird mir klar, dass ich nicht darauf warten kann, dass jemand anderes für mich entscheidet, wie die Geschichte weitergeht. Sondern dass ich sowohl Hauptperson als auch Autorin bin. Wäre nicht ich die Protagonistin, hätte es wohl keine detaillierten Pro-Kontra-Listen gebraucht, um das Abenteuer in Kopenhagen zu wählen. Sozialleistungen, Work-Life-Balance, finanzielle Sicherheit sind einige Punkte, die hierbei für mich eine wichtige Rolle spielen. Komplizierter – und um einiges aufregender – wird es hingegen, wenn die Fiktion zur Realität wird. Und die Realität ist, dass man als Einwohnerin in der Schweiz zwar sehr privilegiert ist, das Leben an anderen Orten aber noch ein Stück lebenswerter sein kann.

Nach 31 Jahren wird meine Heimat also zur ehemaligen Heimat; bleibt aber ein Ort, den ich wenn immer möglich besuchen komme. Denn allzu lange am Stück kann ich meiner Lieblingsstadt nicht fern bleiben. Bis zum nächsten Besuch verabschiede ich mich und sage «Auf Wiedersehen». Oder wie es auf Dänisch heisst: Farvel!



Aimee Baumgartner, Kopenhagen